

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,

nach der Feier der Heiligen Eucharistie verlassen wir den Kirchenraum und gehen ins Freie zur großen Stadtprozession. Wir wollen damit deutlich machen, dass die Frohe Botschaft, die Melodie Gottes, die Jesus uns gerade in seiner Mutter Maria zuspiziert, in alle unsere Lebensbereiche hinein klingen soll.

Mit dieser Prozession, mit dieser Liturgie auf der Strasse, bekunden wir Christen unsere Überzeugung, dass Gott selbst seine Fußspuren auf den Strassen unseres Lebens hinterlassen hat, dass Gott überall dort, wo Menschen gehen, leben, wohnen und arbeiten gegenwärtig ist und sein will.

Vom hl. Franziskus stammt das Wort: In den kleinsten Dingen ist Gott am Größten. Das ist eine Botschaft dieses Tages, wenn das Eucharistische Brot durch die Strassen Warendorfs getragen wird. Keine Machtdemonstration, eher das Gegenteil: Im Kleinsten, in einem Stückchen Brot, ist Gott am größten. Hier kommt seine Demut am meisten zum Ausdruck. Hier wird die Reihenfolge deutlich. Gott ist der Erste, der in Jesus Christus den letzten Platz eingenommen hat, um auch noch den Letzten in dieser Welt zu gewinnen und zu seinem Weg zu ihm frei zu machen.

Und diesen Weg sehen wir beispielhaft in Maria, der ersten Christin, unserer Schwester im Glauben. Verweilen wir daher beim Weg Marias, in der Gott in Jesus Christus leiblich Wohnung genommen hat.

Maria ist also einen Weg gegangen. Ich möchte einige Etappen auf dem Weg Marias anfanghaft nennen. Und irgendwie sind wir immer wieder selber auf der einen oder anderen dieser Etappen – auch hier in unserer Prozession.

Die erste Etappe auf dem Weg Marias ist das Ja zu Gott. Maria ist eine Glaubende. Sie glaubt Gott. Der Glaube überlässt sich durch seinen Glauben Gott selbst. Es ist, als wenn er sagte: Von sofort an gehört mein Leben Gott. Ich tue mit, was er von mir will. Maria gibt sich ganz her. Maria hat sich Gott anvertraut, seinem Wort.

Vielleicht entdecken wir auch bei uns das Verlangen: Ich möchte mich Gott anvertrauen, wie Maria es getan hat. Ich möchte meine Fragen, meine Lebensproblematik mit einbringen können und um Klärung nachsuchen, wie Maria es selbst getan hat. Die erste Etappe endet mit ihrem Ja zu Gott, der die Liebe ist.

Wie sieht es mit dieser Etappe in unserem Leben aus? Wann habe ich zum ersten Mal erfahren, dass Gott mich liebt und mich anspricht?

Und es schließt sich die zweite Frage an, wie es mit dem Ja heute aussieht. Vielleicht sind wir doch in unseren Plänen stecken geblieben und haben gespürt, wie schwer es ist, dem Worte Gottes wirklich zu folgen.

Man könnte meinen, solche Gedanken seien doch weit weg von unseren Alltagsproblemen, gesellschaftlichen Problemen. Nein, sie reichen mitten in solche Situationen hinein: Wenn ich nicht mehr weiß, wohin ich als Mensch mein ganzes Ja sprechen will und soll, für wen sich der ganze Einsatz meines Lebens lohnt, und sei er noch so gering und klein, wofür ich unter Umständen früher aufstehe als sonst usw. – wenn ich das nicht weiß, ja dann werde ich auf Dauer orientierungslos – oder es treten drittrangige Größen an die Stelle Gottes und sie zeugen nicht Liebe. Nicht selten zeugen sie genau das Gegenteil, nämlich Leid und Hass oder einfach die Sinnlosigkeit.

Eine zweite Etappe: Der Weg zum Nächsten. Wenn jemand sich entschlossen hat, zu glauben, dann passiert etwas ganz Typisches. Das sehen wir in der zweiten Wegetappe Marias. Sie eilt über das Gebirge zu ihrer Cousine, die ein Kind erwartet. Einer hat zu Gott Ja gesagt, nun findet er die Kraft zur Nächstenliebe. Er möchte empfangene Liebe Gottes einfach an den Nächsten weitergeben. Das ist für den Christen ganz normal. Es ist ein Kennzeichen dafür, dass jemand anfängt, etwas von dem Gott zu verstehen, der die Liebe ist.

Man muss hier noch andere Dimensionen einfügen: Vinzenz von Paul zum Beispiel, der große Caritasheilige, schreibt in seinen Briefen: Wann immer er zu Menschen in Not ging, zu Kranken, da waren seine Glaubenszweifel verflogen, war sein Ja zu Gott für ihn plötzlich plausibel. Also auch gilt das Umgekehrte: Von der Nächstenliebe her gibt es einen Weg zum Glauben an Gott.

Aber diese Etappe zeigt uns, welchen Wert angenommene Schwierigkeiten, Betrübnisse in unserem Leben haben, vor allen Dingen, welchen Wert angenommene Krankheit für uns alle hat, für eine Gesellschaft hat. Sie hilft uns, mit Grenzen zu leben. Die Kranken sind Lehrer für die Gesunden. Sie helfen ihnen, in Wahrheit und aus der Wahrheit zu leben. Darin helfen sie dem Gesunden. Wir alle sind Menschen mit einem versehrten Leben, das nicht aus sich selbst lebt und sich am Ende nicht selbst retten kann. Es braucht wohl ein ganzes Leben, um das auch mit dem Herzen anzunehmen. Diese Prozession ist vielleicht eine kleine Etappe dazu.

Maria geht zu einer Person, die Hilfe braucht. Bei dieser Gelegenheit singt sie das Magnifikat. Das ist typisch für den Weg des Glaubenden. Wenn einer Gott erfahren hat, wenn er zum Nächsten geht, wenn der andere ihn aufgenommen hat, dann muss gesungen werden: dann ist Freude da, dann ist Dankbarkeit da, dann wird Gott gepriesen. Aber man sollte genau hingucken: Dieses Magnifikat ist auch ein Protestlied. Ein Protestlied gegen die vielen Ungerechtigkeiten, vor allen Dingen unsere eigenen Ungerechtigkeiten.

Eine dritte Etappe: Jesus wird geboren.

Nach dem Ja zu Gott, nach dem Gang zum Nächsten wird Christus geboren. Der Glaube hat sozusagen eine Frucht: es ist Jesus selbst. Bei Maria zielt der Glaube darauf, dass Christus leiblich in die Welt kommt.

Wenn wir Maria und die Kirche miteinander vergleichen, können wir sagen, dass alles, was der Kirche aufgetragen ist, darauf hinzielt, der Menschwerdung Christi heute zu dienen und dafür zu sorgen, dass Christus in die Welt kommt.

Ich möchte noch eine vierte Etappe nennen, mit der ich einfach die Etappen im Leben Marias beenden will, obwohl es noch weitere gibt: die dunkle Nacht. Der greise Simeon sagte zu Maria: Ein Schwert geht durch deine Seele. Maria wird mit dem Schmerz konfrontiert. Es ist das Bitterste auf dem Weg des Glaubens, dass die Begeisterung, die Freude, dass Gott da ist, abbrechen kann und plötzlich ein Tief kommt. Man begreift überhaupt nicht mehr was los ist. Plötzlich hat einer alles verloren, die ganze Orientierung des Lebens.

Gerade im Leben mit Gott kommen oft Schmerzen. Die Zeit des Schmerzes ist offensichtlich eine Zeit, wo der Mensch lernt, sich auf Gott zu verlassen. Auch Maria hat solche Zeiten erlebt. Sie hatte nichts mehr, ihr blieb nur noch Gott, aber auch dieser in der großen Verborgenheit wie ein Abwesender.

Maria musste den Sohn, den sie geschenkt bekommen hatte, wieder hergeben. Sie musste sich von ihm trennen lassen. Das war der Schmerz.

Es gibt so etwas wie eine dunkle Nacht – viele Heilige sprechen davon, wo man keinen Geschmack mehr an Gott hat, wo man von Gott richtig enttäuscht ist, wo man den Glauben einfach wegtun möchte. Das kann manchmal sehr lange dauern. Man kann heute manchmal den Eindruck haben, dass es viele Menschen gibt, die in der Situation solch einer dunklen Nacht sind und nicht wissen, dass es sich um diese dunkle Nacht handelt. Sie denken vielleicht, jetzt geht nichts mehr.

Die dunkle Nacht aber ist wie jede Nacht eine Vorbereitung auf einen anderen Tag, wo die Sonne hell scheint. Der Sinn könnte sein, dass ich mich auf Gott verlassen lerne. In der dunklen Nacht darf ich lernen, dass Gott wichtig ist. Der Glaube wird hier unter Schmerzen neu eingeübt.

Aber man sollte noch deutlicher sagen: Es ist so, als wenn das für unsere ganze Epoche gilt, diese Zeit der Erfahrung von Gottes Abwesenheit.

Denn im Licht des Weges Marias ist zu sehen: Die Zeit der Abwesenheit Gottes scheint notwendig zu sein, damit Gott ermöglicht wird, sich uns so zu schenken, wie er ist. Wir müssen ihn kennen lernen in seiner Neuartigkeit, auch wenn wir im Moment noch nicht im Stande sind, das sprachlich auszudrücken.

Jedenfalls gilt: Wir sind Gottes Eigentum, aber er ist nicht unser Eigentum, das wir geerbt haben als eine Art Gegenstand, den wir nach Gutdünken handhaben und auf den wir einen besonderen Anspruch erheben könnten.

Gott ist auch der Gott der Anderen, der Suchenden, derer, die im Moment nicht glauben können. Wir sollten Gott nicht nur den „im Religiösen Sicherem“ überlassen. Gott ist stets ein größerer Gott, semper major, wie uns der hl. Ignatius lehrt. Niemand hat das alleinige Anrecht auf ihn.

Gott ist also zugleich der Gott der Anderen – der Suchenden, wie auch jener, die ihn nicht kennen. Ja, Gott ist vorrangig ein Gott der Suchenden, der Menschen, die unterwegs sind. Vielleicht ist das auch ein tiefer Sinngehalt dieser Prozession durch die Stadt.

Gott bleibt ein radikales Geheimnis – deshalb sind die Versuche, ihn „in die eigene Regie zu nehmen“, so lächerlich und eigentlich blasphemisch. Gott ist allerdings sowohl verborgen wie auch Ausschau haltend – ergibt sich zu erkennen, er selbst sucht jene, die ihn suchen, wie es die hl. Schrift über Gottes Weisheit sagt.

Und so ist die ganze Kirche aufgerufen, sich mit den Menschen der Gegenwart zu solidarisieren, mit der gegenwärtigen Welt und den Problemen, die da sind. Und sich nicht in irgendwelche Illusionen hineinzuflüchten. Und die Menschen am Rande sind nicht nur die Menschen, die im Elend sind, die soziale Probleme haben, wir erkennen immer mehr, das sind auch die Menschen, die sich mit Gott äußerst schwer tun in ihrem Leben.

Das ist für uns alle, für die ganze Kirche eine gewaltige Aufgabe. Und das spüren wir, wie uns die Zeit heute herausfordert, aber wie wir auch enorm bereichert werden in unserem Glauben und in unserem Leben über Gott.

Und da fängt der Mensch an, neu zu lernen, was lieben ist, weil er Gott lieben lernt. Und er liebt den anderen nicht einfach nur wegen der Vorzüge oder der Vorteile, die der andere ihm bietet, sondern weil er ganz neu Gott kennen gelernt hat. So beginnt immer wieder die Mündigkeit im Glauben. Das ist eben der Weg Marias. Amen.

(Predigt am 18. 08. 2013 in St. Laurentius zu Warendorf von Weihbischof Dieter Geerlings)